

Zitierhinweis

Schmolinsky, Sabine: Rezension über: Harald Derschka, Individuum und Persönlichkeit im Hochmittelalter, Stuttgart: Kohlhammer, 2014, in: Mittellateinisches Jahrbuch, 52 (2017), 1, S. 116-121, <http://www.propylaeum.de/recensio-antiquitatis/r/acabae2888f347c489b2805d929ce8b9>



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

BESPRECHUNGEN

Harald Derschka, *Individuum und Persönlichkeit im Hochmittelalter* (Kohlhammer Urban Akademie), Stuttgart 2014 (W. Kohlhammer GmbH), 270 S.

In seiner 2013 erschienenen Habilitationsschrift ›Die Viersäftelehre als Persönlichkeitstheorie. Zur Weiterentwicklung eines antiken Konzepts im 12. Jahrhundert (Ostfildern) hat Harald Derschka gezeigt, dass im 12. Jahrhundert die antike medizinische Lehre von den vier Temperamenten konzeptionell zu einer Persönlichkeitstheorie weiterentwickelt worden ist, welche die auch heute noch geläufige Typologie der vier Charaktere des Sanguinikers, des Cholerikers, des Melancholikers und des Phlegmatikers umfasst. Die hier zu besprechende Studie ist begleitend entstanden und bettet den beobachteten Entwicklungsprozess ideen- bzw. geistesgeschichtlich – beide Begriffe begegnen – in die Zeit des Hochmittelalters ein. D. bezeichnet dies als Vorgang, einen «Ort» für die «hochmittelalterliche [...] Persönlichkeitstheorie» (7) zu finden und sieht sich bei diesem Vorhaben notwendig der bekannten Formel von der ›Entdeckung des Individuums‹ im Hochmittelalter» (9, vgl. 8) gegenübergestellt.

Unter der Voraussetzung, dass im 12. Jahrhundert Erweiterungen im «Wissen um die Komplexität des menschlichen Seelenlebens» und in «Entscheidungs- und Handlungsspielräume[n], die man dem Einzelnen zubilligte» (9) miteinander einhergingen, untersucht D. im ersten Teil seiner Studie (I) die in der erwähnten Formel vereinten begrifflichen Kategorien ›Entdeckung‹, ›Hochmittelalter‹ und ›Individuum‹. Zurecht hebt er darauf ab, dass die metaphorische Verwendung von ›Entdeckung‹ in diesem Zusammenhang nicht im Wortsinn sinnvoll ist, sondern nur einen historischen Prozess des Gewährwerdens des menschlichen Eigen-Seins bezeichnen kann. ›Hochmittelalter‹ führt D. zunächst zu dem berühmten Dictum Jacob Burckhardts vom Erwachen des «geistige[n] Individuum[s]» (13) in der Zeit der Renaissance und zu Annahmen über eine grundlegende Prägung der westlichen Gesellschaft und Kultur durch «Individualismus» (14 f.). Derlei gewichtige Veränderungen seien jedoch viel eher in einer Zeit tiefgreifender Umbrüche im politischen, gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und geistigen Leben, eben im Hochmittelalter und näherhin im 12. Jahrhundert, anzusetzen. Da ja ›Individuum‹, das im mittelalterlichen Latein nicht einzelne Menschen, sondern ontologisch wie logisch jedes einzeln Seiende bezeichnet, nicht erlaube, im Licht eines Quellenbegriffs ›Individualität‹ in ihren Spuren aufzusuchen, legt D. die modernen Bedeutungen von ›Individuum als Subjekt‹ in soziologischer Perspektive und ›Individuum als Persönlichkeit‹ in psychologischer Perspektive seinen weiteren historischen Überlegungen zugrunde (19 f.). Letzteres verweist auf den theoretischen Hintergrund der von D. verwendeten Terminologie: Mit der dif-

ferentiellen Psychologie William Sterns (1900) begann ›Persönlichkeit‹ den älteren Begriff ›Charakter‹ zu ersetzen (21). Der Anschluss an psychologische Persönlichkeitstheorien impliziert jedoch nicht den Versuch mittelalterliche Persönlichkeiten zu analysieren, sondern die Beobachtung des «mittelalterliche[n] Versuch[s], ›Persönlichkeit‹ zu fassen und zu erklären» (23).

Im zweiten, weitaus umfangreichsten Teil (II) sucht D. in elf Kapiteln «[d]ie Orte der Individualität im Hochmittelalter» (29) auf. Dabei ist ›Ort‹ offensichtlich nicht raumtheoretisch unterlegt, sondern im Sinn eines ›locus‹ in historischen, näherhin etwa ideen-, geistes-, mentalitätsgeschichtlichen Kontexten zu verstehen. Als Orte verzeichnet D. – mit je bestimmtem Artikel – Religion, Mönchtum, Philosophie, Recht, Literatur, bildende Kunst, Empfinden, Felder der sozialen Beziehungen (Gesellschaft, Herrschaft, Wirtschaft), Elemente der materiellen Kultur, Geld und Persönlichkeitstheorie. Als Bezugsrahmen fungiert der Raum des lateinischen Christentums in Europa.

Zurecht stellt D. Überlegungen zu dem dem christlichen Glauben inhärenten individualisierenden Potenzial an den Anfang seines Kapitels II.1, und zurecht verweist er dabei auf die Notwendigkeit zu historisieren: In den theologischen Vorstellungen über die Gottebenbildlichkeit des Menschen und die Menschlichkeit Jesu in Relation zu den Menschen lassen sich zum Hochmittelalter hin Verschiebungen beobachten, die eine persönliche Emotionalität im Verhältnis des Gläubigen zu Gott zu befördern geeignet sind. D. kreuzt diesen Befund mit dem christlichen Gebot der Demut, das insbesondere für die hochreflexive und daher zunächst individualitätsaffine Praxis von Mystikerinnen und Mystikern bedeutsam ist. Ebenso lassen sich Veränderungen in den Vorstellungen über das postmortale Ergehen der einzelnen Seelen feststellen, deren Zwischenzustand nun deutlicher an einem dritten Ort, dem Fegefeuer, lokalisiert wurde. Diesen Zustand zu verbessern war das Anliegen des Gebetsgedenkens, das, namentlich an die Einzelnen gebunden, mithilfe klösterlicher ›Libri memoriales‹ praktiziert wurde, die in der Anordnung der verzeichneten Namen Gruppenbindungen zu erkennen geben. Individualisierende Tendenzen führt D. auch für die Entwicklung der memorialen herrscherlichen Grabskulpturen an. Für besonders gravierend dürften die hochmittelalterlichen Verschiebungen im Verständnis von Sünde und Buße zu halten sein. In dem Maß, in dem nun die Absicht des Handelnden die Beurteilung einer Handlung prägen sollte, wurde Reue zum wesentlichen Modus der Vergebung einer Tat, wie D. an philosophisch-theologischen, aber auch literarischen Quellen zeigt. Für die Lebenspraxis der einzelnen Gläubigen einflussreich wurde der damit einhergehende Rekurs auf Selbstreflexion durch die Festschreibung der jährlichen Beichte für alle entscheidungsfähigen Christinnen und Christen in der Konstitution ›Omnis utriusque sexus‹ des vierten Laterankonzils von 1215 (40).

Diejenigen, die diese Veränderungen voranbrachten, waren meist Experten und Expertinnen geistlicher Lebensformen und unterlagen in spezifischer Weise deren Antagonismen hinsichtlich der eigenen Person. Vor dem Hintergrund der ›Regula Benedicti‹ diskutiert D. «[a]ntiindividualistische Tendenzen im mittelalterlichen Mönchtum» (II.2.1, 47), die sich in der Beschränkung von Bewegungsfreiheit und eigener Handlungsmächtigkeit sowie einer inneren Anpassung an die Ideale und

Praktiken des gemeinschaftlichen Lebens zeigten. Andererseits (II.2.2) kennt die ›Regula Benedicti‹ – wie andere Ordensregeln nach ihr auch – individuelle Varianz etwa in der klösterlichen Hierarchie oder bei der Berücksichtigung unterschiedlicher körperlicher Bedürfnisse einzelner Klostermitglieder. D. betont das Ausmaß der individuellen Auswirkungen der für den ganzen Menschen geforderten *conversio morum* und der beständigen Übung in der Selbsterkenntnis, die sich aus griechisch- wie hebräisch-antiken Traditionen herleiten lässt. Ein besonders wichtiges Kriterium für das Vorhandensein individueller Spielräume ist ›Freiwilligkeit‹. Sie stand bei den Debatten um die Oblation von Kindern in Rede (II.2.3). Zu den hochmittelalterlichen Neuerungen gehört, dass diese von den zeitgenössischen neuen Orden abgelehnt wurde. Detailliert weist D. nach, dass mit Mitteln des kanonischen Rechts sorgfältig auf das Alter beim Klostereintritt und gegebenenfalls -austritts geachtet wurde. Schließlich erwägt D. hochmittelalterliche Zeichen einer neuen Diversität und Pluralität und sucht sie sowohl in der Vielfalt der Orden, die im 11. sowie im früheren 13. Jahrhundert entstanden, als auch in Verschiebungen in der Hagiographie, die etwa Bettelordensbrüder als lebensnäher dargestellt erscheinen ließen.

Bis hierher sind Frauen in D.s Darlegungen nicht erwähnt worden. Wie spätere Kapitel sowie D.s stets präsente gedankliche Sorgfalt zeigen, dürfte dieser Umstand einer Überlegung geschuldet sein. Sie zu rekonstruieren ist misslich, aber Interpretationen der Leerstelle seien versucht. In Analogie zu ähnlichen, im Buch begegnenden Argumentationsmustern könnte implizit vorausgesetzt sein, dass für die grundlegenden Vorstellungen des christlichen Glaubens, etwa die Gleichheit aller vor dem christlichen Gott, die Kategorie Geschlecht unerheblich und daher nicht notwendig einzubeziehen sei. Ein solches Argument ließe sich auch für die Anwendbarkeit und Anwendung von Ordensregeln eröffnen, aber sowohl bei den hochmittelalterlichen monastischen Orden als auch bei den Bettelorden lässt sich zeigen, dass der Norm für alle – Mönche und Nonnen bzw. Brüder und Schwestern – Konstitutionen oder ähnliche Ordnungen beigegeben wurden, die geschlechterspezifisch ausgerichtet waren und dies angesichts der – etwa infolge des Fehlens eines weiblichen Priestertums – grundsätzlichen Asymmetrie im geistlichen Leben von Männern und Frauen auch sein mussten. Welche Auswirkungen diese Varianzen oder Differenzen auf Individualisierungsvorgänge in den geistlichen Praktiken von Frauen gehabt haben (könnten), bliebe trotz der inzwischen reicheren Forschung zu den geistlichen Lebensformen von Frauen näher zu untersuchen.

Im Bereich der Philosophie (II.3) findet D. bei womöglich infrage kommenden Themen keine methodisch adäquaten Wege vor, die «philosophische Inhalte als Belege für die Individualisierungstendenzen des 12. Jahrhunderts heranziehen» ließen (75). Allerdings vermag er im hochmittelalterlichen Wissenschaftsbetrieb Belege für eine offensichtlich steigende Wertschätzung autonomer eigener Erkenntnis- und Argumentationsleistungen zu erkennen. Im Recht, das in hochmittelalterlicher Zeit ein Gegenstand wissenschaftlicher Bearbeitung und vermehrter Codifizierung wurde (II.4), betrachtet D. den Übergang zur freien Verfügungsgewalt Einzelner über Grundstückeigentum und untersucht eherechtliche Bestimmungen und Praktiken hinsichtlich des Ehekonsenses. Im Strafrecht bezieht er die Entwicklung zu Strafen als Reaktion auf

eine als böse qualifizierte Tat und zum Geständnis als Beweismittel im Verfahren auf individualisierende Tendenzen im 12. Jahrhundert.

Im Kapitel zur Literatur (II.5) erlaubt D. der Frage nach dem Individuellen, herkömmliche Anordnungen historiographischer Texttypen ein wenig umzugruppieren: Ausgangspunkt ist das biographische Schreiben («[d]ie Biographie», 97), dem Hagiographie und Historiographie zugeordnet werden (II.5.1); letztere wird im Hochmittelalter zum Ort «wachsende[n] Verständnis[ses] der Historiographen für die Persönlichkeiten ihrer Akteure» (100). Die «Selbstbiographie» (II.5.2) gilt D. als «[e]in wichtiger Grenzfall der Biographie» (105). In drei Werken, den *«Monodiae»* des Guibert de Nogent-sous-Coucy, der *«Historia calamitatum»* des Petrus Abaelardus und den drei Büchern *«De rebus a se gestis»* des Giraldus Cambrensis sieht D. den «qualitativen Durchbruch» selbstreflexiven Schreibens im 12. Jahrhundert realisiert (107). Bei Briefen (II.5.3) setzt er die Zunahme von Korrespondenzen in Bezug zu hochmittelalterlichen Individualisierungstendenzen, ohne mögliche rhetorische Überarbeitungen und die Überlieferung von Briefen als Briefsammlung außer Acht zu lassen. Im Fall des höfischen Romans und der Heldenepik als den beiden Texttypen der fiktionalen Literatur (II.5.4), in denen Personenschilderungen auf Individualisierung hin befragt werden können, kann D. sich auf eine breite fachwissenschaftliche Diskussion stützen. Er bezieht darüberhinaus Dichtungslehren ein und diskutiert die Implikationen der im Hochmittelalter zunehmenden Nennung von Autornamen und inserierter auktorialer Selbstreflexion.

Im Kapitel zur bildenden Kunst (II.5.6) geht es D. vor dem Hintergrund der auch im Hochmittelalter nachweisbaren Meinung, dass jeder Mensch ein unverwechselbares, nur ihm eigenes Gesicht besitze, um typisierende und individualisierende Darstellungsformen bei Porträts und die Relation zur Wahrnehmung der Dargestellten als individuelle Menschen. Als einen Ort von Individualisierungsprozessen nimmt D. die Emotionalität des Menschen, «[d]as Empfinden» (II.7, 144) an und führt dies methodisch vorsichtig, gestützt auf Ergebnisse der mentalitätsgeschichtlich orientierten Forschung, in den Bereichen der Liebe zwischen Männern und Frauen (II.7.1) und des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern (II.7.2) aus. In dieser Perspektive lässt sich zurecht als ein Anzeichen der Denkbarkeit individuellen Handelns werten, dass in dem im Hochmittelalter zuerst auftretenden, als Narrativ kodierten Vorstellungskomplex der höfischen Liebe freiwilliges Handeln thematisiert wird. Überdies wurde über die Voraussetzung der beidseitigen Freiwilligkeit ein imaginiertes Raum der Freiheit eröffnet, in dem Frauen nicht als – gegebenenfalls in eine Ehe zu gebende – Sexualobjekte erschienen, sondern als eigenständig handelnde Subjekte. Dass die Erfahrung leidenschaftlicher Liebe Handeln bestimmen konnte, findet D. in größerer Breite belegt; er spricht von einem «grundlegenden Wandel der emotionalen Befindlichkeiten, der sich im 12. Jahrhundert für verschiedene Lebensbereiche nachweisen lässt.» (147). Die Spurensuche für neue Haltungen gegenüber Kindern gestaltet sich für das Hochmittelalter schwieriger, aber D. führt diverse Indizien zusammen, die auf Veränderungen in der Aufmerksamkeit für diese Lebensphase schließen lassen.

In den Kapiteln 8 bis 10 beschäftigt D. sich mit dem großen Feld der Beziehungen zwischen dem einzelnen Menschen und der ihn in gesellschaftlicher, politischer

und wirtschaftlicher Hinsicht umgebenden Welt. Er thematisiert, wie über zuletzt soziologische Theoriebildungen Individualisierung zu einem Indikator von Modernisierung und also zum Abgrenzungskriterium einer – insbesondere im Mittelalter verorteten – Vormoderne wurde. In der Mediävistik verfolgt er die Argumentationen um die unterschiedlichen Differenzierungsgrade der frühmittelalterlichen und der hochmittelalterlichen Gesellschaftsordnung und um Einflüsse der entstehenden städtischen Lebensformen. Zeitgenössische Aussagen zur Einordnung gesellschaftlicher Akteure werden in den Quellen aufgesucht (II.8). In den materiellen Überresten, insbesondere Häusern aller Art, sucht D. nach potenziellen Anzeichen von Privatheit oder Vereinzelung in den alltäglichen Lebensformen (II.9). Er hebt in einem eigenen Kapitel (II.10) hervor, dass die Produktion und der Umlauf von Geld, das als ein Individualisierung begünstigender Faktor angesehen werden kann, im 12. Jahrhundert signifikant zugenommen hätten.

Das den zweiten Teil beschließende Kapitel (II.11) ordnet die Persönlichkeitstheorie, wie D. sie in seinem oben erwähnten Buch untersucht hat, in sein reiches Panorama der Individualisierung indizierenden hochmittelalterlichen Orte ein. Die humorale Charaktertypologie des 12. Jahrhunderts habe erstmals eine reflektierte Verständigung über die Persönlichkeit von Menschen jenseits von Lebensalter, Geschlecht, sozialen Rollen oder moralischen Qualitäten ermöglicht (193). D. geht es jedoch auch um ein weiter reichendes Verständnis des von ihm an vielfältigen Zeichen wahrgenommenen «hochmittelalterlichen Individualisierungsschubes» (193). Mögliche Parameter dafür entfaltet er im dritten Teil seiner Studie über «[d]ie Struktur des hochmittelalterlichen Individualisierungsprozesses» (ebd.). D. bezieht sich dafür auf die genetische Erkenntnistheorie Jean Piagets in ihrer Anwendung durch den Mediävisten Charles M. Radding und den Anthropologen Christopher R. Hallpike. Radding zufolge ließen sich, vermittelt über als solche identifizierte strukturelle Analogien, das zweite und das dritte der vier Entwicklungsstadien der kindlichen kognitiven Entwicklung auf frühmittelalterliche und hochmittelalterliche Denkstile (195) – hier nicht weiter theoretisch unterlegt – beziehen. In der ethnologisch-anthropologischen Perspektive Hallpikes wären die Merkmale der weniger komplexen Umwelt so benannter «primitiver Völker» (196) mit der zweiten Phase, dem präoperatorischen Denken, zu verbinden. D. greift diese Argumente auf, um mit ihnen «die mediävistische Vermutung zu stützen, der mentalitätsgeschichtliche Bruch zwischen dem frühen und dem hohen Mittelalter sei eine Begleiterscheinung des Wandels von der archaischen frühmittelalterlichen zur komplexen hochmittelalterlichen Gesellschaft.» (197). Die Entstehung einer Persönlichkeitstheorie gerade im 12. Jahrhundert versteht D. daher «als Symptom eines grundlegenden Mentalitätswandels» (199). Die Implikationen in kulturtechnischer – etwa Lesen und Schreiben betreffend – oder auch vorstellungs- und wahrnehmungsgeschichtlicher Hinsicht, die D. anspricht, seien hier nur noch erwähnt.

D.s Studie ist eine weite Rezeption und eine intensive Diskussion zu wünschen, beschäftigt sie sich doch mit einer der größten Meistererzählungen, die die europäische Geschichte aufzuweisen hat. In dieser Breite sind die Phänomene und Entwicklungen, die für die historische Kontextualisierung von ‚Individuum‘ bzw. ‚Persönlichkeit‘ einzubeziehen sind oder sein könnten, in jüngerer Zeit nicht zusammengeführt worden.

D. argumentiert mit Umsicht; seine profunde Literaturkenntnis ist disziplinenübergreifend. Es gelingt ihm, die Theoriefähigkeit seiner Befunde zu profilieren und die derart gewonnenen Theorien mittels analogisierender Operationen mit modernen – genetischen – Theorien zu verbinden. Das resultierende Modell macht in höchst anregender, aber in seinen theoretischen Grundlagen auch kontrovers diskutierbarer Weise zentrale Aspekte einiger der mittelalterlichen Jahrhunderte transparent.

Sabine Schmolinsky

Lenka Jiroušková, *Der heilige Wikingerkönig Olav Haraldsson und sein hagiographisches Dossier. Text und Kontext der Passio Olavi* (mit kritischer Edition) (Mittellateinische Studien und Texte 46), Leiden/Boston 2014 (Brill), 2 Bde., 828 und 252 S.

Lenka Jiroušková hat mit diesem Buch ein beeindruckendes Werk vorgelegt, das nicht nur durch die philologische Genauigkeit im editorischen Teil, sondern vor allem auch durch das breite Spektrum der behandelten Themen und die kluge Argumentation des umfangreichen Analyseteils beeindruckt. Darüber hinaus zeigt sie eine umfassende Kenntnis auch der aktuellen skandinavischsprachigen Forschungsliteratur.

Über den norwegischen König und späteren Nationalheiligen Olav Haraldsson ist während des gesamten Mittelalters eine große Anzahl volkssprachiger Texte entstanden, in die alle direkt oder indirekt auch Informationen aus der *Passio Sancti Olavi* eingingen. Umso erstaunlicher ist es daher, dass dieser auch für die skandinavistische Mediävistik so grundlegende Text bislang nur in einer Edition aus dem Jahr 1881 vorliegt, die nur eine nicht repräsentative Handschrift wiedergibt. J. legt nun eine neue, kritische Edition vor, die auch noch bis dato unbekannte Handschriften berücksichtigt. Sowohl mit dieser Edition als auch mit ihren detaillierten Textanalysen leistet sie einen grundlegenden Beitrag zur Forschung über die volkssprachige Literatur über den norwegischen Nationalheiligen wie auch zu seiner literatur- und milieuhistorischen Kontextualisierung. So gründlich und umfassend wie in dieser Untersuchung wurde die *Passio Sancti Olavi* bislang noch nie im Rahmen der Forschung zur Rezeption und Wirkungsgeschichte des Heiligen Olavs behandelt. Sie ermöglicht damit nicht nur einen neuen Blick auf die volkssprachigen Werke über Olav, sondern man kann nun auch neue Erkenntnisse über die Kontextualisierung der volkssprachigen Texte im literarischen System des mittelalterlichen Skandinaviens gewinnen.

Das erste Kapitel des mehr als 800 Seiten umfassenden Analysebandes gibt einen Überblick über den historischen, kulturellen und literarischen Kontext der *Passio Sancti Olavi*, der durch die Belesenheit der Verfasserin und ihre umfassenden Kenntnisse der skandinavistischen Forschung beeindruckt. Sie gibt knapp, aber sehr konzise den aktuellen Forschungsstand wieder und bezieht auch die aktuellste skandinavischsprachige Fachliteratur ein.

Anschließend wird das Textcorpus in seinem überlieferungsgeschichtlichen Zusammenhang vorgestellt. J. zeigt in einem beeindruckenden minutiösen Textver-